

Terms and Conditions

The Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Imprint:

Director: Mag. Renate Plöchl

Deputy director: Mag. Julian Sagmeister

Owner of medium: Oberösterreichische Landesbibliothek

Publisher: Oberösterreichische Landesbibliothek, 4021 Linz, Schillerplatz 2

Contact:

Email: [landesbibliothek\(at\)ooe.gv.at](mailto:landesbibliothek(at)ooe.gv.at)

Telephone: +43(732) 7720-53100

Nochmals war Gefahr im Verzuge, als auf der Höhe von Toulon ein französisches Torpedoboot längsfeil kam. Aufgeschreckt aus einem von Heimatträumen erfüllten Schlummer konnten wir gerade noch rechtzeitig, durch eine unter einer Matte verborgene Luke zwischen den knorrigen Stämmen der Quebrachholzladung verschwinden. Abgesehen von einigen Schrammen, Beulen und blauen Flecken ging die Gefahr vorüber und nach einer zwölfstägigen Fahrt, mehr unter als über Wasser, kam Genua in Sicht.

Da wir, um uns nicht selbst zu verraten ohne Papiere die Reise angetreten hatten, setzte uns der Kapitän außerhalb des Hafens an das Land. Nun ging es die Zigarette im Mundwinkel, einen italienischen Gassenhauer pfeifend durch die weiten Kaianlagen nach einem Gasthof der uns namhaft gemacht worden war, weil wir in unserem Aufzuge und ohne jeden Ausweis ein Hotel erster, ja selbst zweiter Güte uns nicht leisten konnten, kamen jedoch an die richtige Adresse. Wir trafen dort Deutsche aller Gesellschaftsklassen und aus allen Weltgegenden, die uns Neuankömmlinge mit einem kräftigen Hallo begrüßten, aßen jeder drei Schnitzel, tranken acht Pilsner und beschlossen die feierliche Landung mit einer Reihe von Pullen Mum. Es war noch eine Zeit üppigen Lebens und mag das Trinken französischen Champagners auch eine Sünde sein, gut schmeckt er halt doch. Ein heißes Bad um 3 Uhr früh löste dann die zwölfstägige Kruste von Schmutz und Kohlenstaub.

Nach zweitägigem Luftschnappen in der schwülen Atmosphäre der Dogenstadt nahm ich in Verona, wo ein alter Freund mich erwartete, kurzen Aufenthalt. Doch zählt der Besuch in der Festung eines Landes, dessen aufgepeitschte haßerfüllte Stimmung jeden Augenblick in Pöbeleien gegen Fremde umschlagen kann und die ständige Polizeiaufsicht keineswegs zu den Reiseannehmlichkeiten. Eine Zentnerlast fiel mir daher von der Seele, als ich in Ala endlich die schwarzgelben Grenzpfähle überschritten hatte.

Endlich daheim! — Acht Monate lagen zwischen meiner Abreise aus dem schwarzen Erdteil und meiner Ankunft in Österreich.

In Innsbruck begegnete ich den ersten Verwundeten. Sie mögen verwundert dem Manne nachgesehen haben, der vor ihnen den Hut zog. Der Eindruck, den diese ersten mir zu Gesicht gekommenen Opfer des Krieges auf mich Fremdling machten, war aber auch ein gewaltiger.

Ich nahm den Weg direkt nach Jungbunzlau zum Landsturm-Bezirkskommando Nr. 10, wohin ich einzurücken hatte, erbat mir dort einen kurzen Urlaub und harrete meiner Einteilung, die jedoch nicht kam. Ungeduldig fuhr ich nach Jungbunzlau zurück und wartete weiter. Endlich erhielt ich den Befehl: „hat zum Etappenbaon 66 nach Reichenberg abzugehen.“ — Ich ärgerte mich. Hatte ich dazu die lange Reise gewagt, den Gefahren einer neuzeitlichen Odyssee getrotzt, um im Hinterland herumzulungern und gefangene Russen in Reichenberg zu bewachen?

Beim Etappenbaon 66 bat ich gleichzeitig mit meiner dienstlichen Meldung um Abtransferierung an die Front und, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, rief ich die Unterstützung eines einflußreichen Verwandten zu Hilfe; der Erfolg blieb nicht aus.

Vier Tage später trug mich der Schnellzug durch den Etappenraum mit seinem mannigfaltigen bunten Gepräge an endlosen Transporten österreichischen und deutschen Militärs, Train, Artillerie, Gefangenen- und Verwundetenzügen vorbei, von denen jedes einzelne Bild in begeisterungsvollem Staunen mein Auge fesselte, nach Brzesko zum Marschbaon 30.

„Was?“ — rief mir der Chef des Generalstabes beim Armee-Etappenkommando 4, wo ich mich meldete zu, „lieber

Freund, die kehren ja die Straßen, das ist keine Fronttruppe, aber wir werden schon Rat schaffen“.

Ich gab also eine Gastrolle von zwei Tagen im Kreise lieber Menschen, überzeugte mich von der aufregenden Tätigkeit dieser Etappentruppe, bestieg dann in blitzblanker Uniform mit Trieder, Kartentasche und Säbel bewaffnet, dessen funkelnagelneues Portepee in der Sonne glänzte die landesübliche Fuhr, um nach Copon zum Marschbaon 300 zu fahren.

Aber auch dort war meines Bleibens nicht lange. Denn kaum bei der Gruppe des Obersten Morgenstern eingetroffen gab man mir zu verstehen, daß auch dieses Baon obwohl in erster Linie, nicht zu den sogenannten Kampftruppen zähle. Also wieder umsonst. Wirklich, heute ist es nicht so schwer an die Front zu kommen wie damals.

Ich genoß wieder durch einige Tage Gastfreundschaft. Dann trug mich der klappernde Leiterwagen nach Janowice zum Infanterieregiment Nr. 14, wo ich am 26. April eintraf und endlich bleiben sollte. Gerade zur rechten Zeit, um bei der in Kürze beginnenden Offensive, deren Vorbereitungen ich überall bei meiner Reise an die Front gesehen, die Feuerprobe zu empfangen.

Schon in Reichenberg hatte ich mir auf den Prügelwegen des Lagers eine Sehnnenscheiden-Entzündung zugezogen, die sich mehr und mehr verschlimmerte. Mit Ausnahme der einzigen Konsultierung eines Reichenberger Zivilarztes hatte ich aus Angst, in ein Spital gesteckt zu werden, später auch unter dem Gedanken man könne meiner Krankheit bei Beginn der Offensive eine falsche Auslegung geben, nie wieder einen Arzt befragt und so humpelte ich denn so gut es eben ging durch die Gräben, bis das Leiden am 30. April recht ernst zu werden anfing. Jetzt war es aber zu spät, denn die Offensive begann.

Ich war in der Kompagnie des Hauptmannes Georg Hoffmann eingeteilt und frohen Mutes zogen wir in der Nacht des 1. Mai durch die geschlagenen Gassen des Astverhaues gegen die russische Stellung. Ich war noch sehr tapfer und befand mich in rosigster Stimmung, denn es fiel kein Schuß. Ich hatte überhaupt noch sehr wenig schießen gehört, geschweige denn das Pfeifen einer Kugel, Verwundete nur nach ihrer Genesung gesehen und von artilleristischer Wirkung überhaupt keinen blauen Dunst. Mein Gott! — Ich kam ja aus dem friedlichen Paradies der spanischen Neutralität.

Als wir uns näher an die feindliche Stellung heranspirschten, fielen die ersten Schüsse — tak — tak — taktak — taktaktak — erst vereinzelt, dann gepaart, bis sie sich zu einem Wirbel vereinigten, der die Kunst eines Varietétrömlers in den Schatten stellte. Jetzt summte es wie Bienenschwärme um unsere Köpfe, flüzte keck am Ohr vorbei, schlug in die Bäume, daß es Funken gab und die Späne sprühten. Die Vorrückung stockte. Kadett Birt neben mir wurde am Arme verwundet und die Gefahr fing an in meinem Hirn bestimmtere Formen anzunehmen. Kugeln können also treffen, können verwunden, töten! — Meine rosige Laune und Sicherheit hatte eins abbekommen.

Die Kompagnie rukierte nach links, riß plötzlich ab, ich hatte noch zehn Mann bei mir, aber auch diese verliefen sich und ich war allein.

Herrgott Strambach! Das auch noch! — Ich suchte, aber ich fand nichts. Ich kroch durch dichtes Gebüsch und Gestrüpp mit zerschundenen Händen und einem wehmütigen Blick auf das saubere Grau meiner Uniform, Radkel auf und ab, immer in dem abscheulichen Nattergeziß der Geschosse, die allüberall herumschwirrten und von der Besorgnis erfüllt, verwundet zu werden, bevor ich meine Kompagnie gefunden hätte. Da stieß ich auf die 10. Kompagnie, der ich mich vorläufig unterstellte, gleichzeitig einen Schutz gegen den Kugelregen suchend, denn es war wirklich verwunderlich, daß ich fast zwei Stunden umherirren konnte, ohne getroffen zu werden.